

Sind Frauen als Täter ein Tabuthema?

Alissa Nuttings umstrittener Pädophilie-Roman

Empörung hat dieses Buch „Tampa“ von Alissa Nutting ausgelöst, Buchhändler haben sich geweigert, es zu verkaufen. Es hat Protestaufrufe von Eltern gegeben, und das Medienecho verhalf dem Erstlingsroman der jungen amerikanischen Literaturwissenschaftlerin zu einer berühmten Berühmtheit.

Wieso es dazu gekommen ist? Nun, hier wird ein Thema aufgegriffen, für das die Medien und eine breite Öffentlichkeit seit Jahren hochsensibilisiert sind: Misshandlungen Minderjähriger im Umfeld von Erziehung und Bildung. Und der Roman spitzt es in doppelter Weise neu zu.

Bisher wurden solche Delikte nämlich immer nur als Straftaten männlicher Lehrkräfte (und Priester) öffentlich wahrgenommen und skandalisiert. Nun aber wird erstmals weibliche Pädophilie zum Thema erhoben. Wenn damit entristeter Widerspruch erregt worden ist, so gehört das zu einer Ökonomie der Aufmerksamkeit, wie sie Verlage und Autoren gern betreiben, wie sie, zumindest implizit, hier überdies mit dem Anspruch auf eine ganz besondere Seriosität und Relevanz aufgeladen wurde – mit dem Anspruch nämlich, ein gesellschaftliches Tabu zu brechen: Es soll darin bestehen, Misshandlungen von Minderjährigen durch Frauen totzuschweigen.

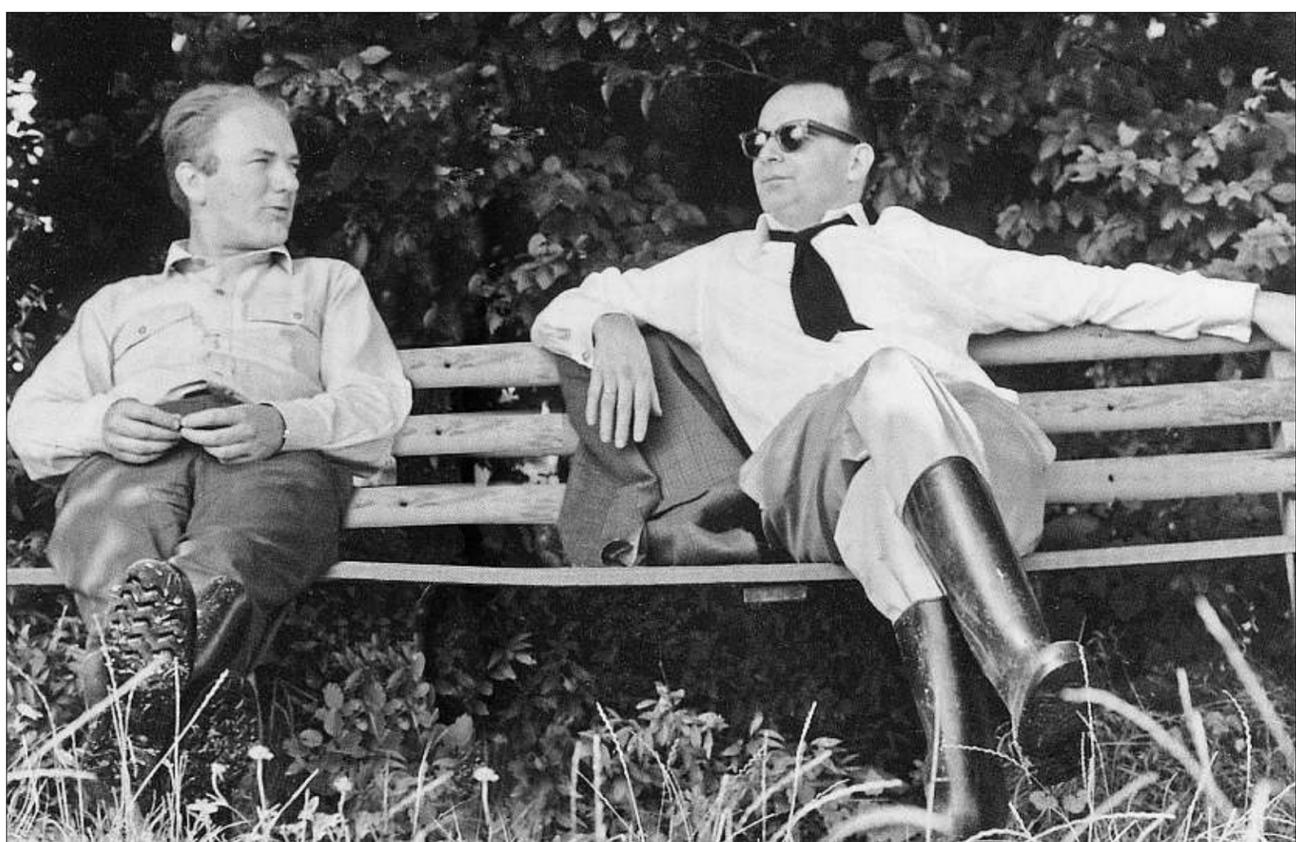
Dass weibliche Pädophilie im Erziehungswesen ein großes und

tabuisiertes Problem ist, wird im Roman selbst aber nicht mal ansatzweise ersichtlich. Er hätte vielleicht auch schon seiner Form wegen gar nichts zum Aufbrechen des angeblichen Tabus beitragen können. Sie ist das zweite Novum und könnte für viele das eigentliche Ärgernis sein.

Man kennt zu diesem Thema Sozialreportagen mit Blick auf die Opfer (und Berichte ihrer Leidensgeschichten). So etwas wie die Selbstdarstellung oder gar die Selbstinszenierung eines Täters hat es bisher noch nicht gegeben. Eine Kritikerin hat nicht zu Unrecht die Frage gestellt, ob solches Werk eines männlichen Straftäters, selbst in literarischer Form, zur Zeit überhaupt vorstellbar wäre. Genau das aber bringt Alissa Nuttings Roman „Tampa“ als Ich-Erzählung einer (fiktiven) 26-jährigen Lehrerin, die mit ihrer Schultätigkeit das Ziel verfolgt, an hübsche kleine Jungs heranzukommen. Einige Kritiker haben den Mut der Autorin gelobt, ein so heikles, schwieriges Unterfangen anzugehen. Die Verlagswerbung traut sich, den Roman mit Wladimir Nabokovs „Lolita“ in Verbindung zu bringen – da könnte man auch eine Stechmücke mit einem Elefanten vergleichen oder ein pornografisches Werk mit Goethes „Wahlverwandtschaften“.

Gerhard Beckmann

Alissa Nutting: „Tampa“, aus dem Engl. von Verena von Koskull, 288 S., 19,99 Euro, Hoffmann und Campe.



Zwei Freunde: Thomas Bernhard (l.) und Wieland Schmied im Jahr 1969, fotografiert von Erika Schmied.

Wieland Schmieds letztes Buch

Am 22. April ist der große österreichische Kunst- und Literaturvermittler Wieland Schmied 85-jährig gestorben. So wurde sein in der Bibliothek der Provinz Weitra erschienenes Buch „Auersbergers wahre Geschichte und andere Texte über Thomas Bernhard“ (162 S., 24 Euro) zum letzten Vermächtnis eines Kultur-

menschen, der auch in der ostbayerischen Region Wegmarken gesetzt hat. Das zum Jahreswechsel 2013/14 fertig gestellte Buch versammelt Texte, die erstmals in Buchform erscheinen, viele gar noch nie gedruckt. Sie sind alle nach dem Tod seines Freundes Thomas Bernhard (1989) entstanden und sie sind nicht nur für

Freunde dieses wohl bedeutendsten österreichischen Autors nach 1945 mit sehr viel Gewinn zu lesen. Schmied, der Bernhard das Erscheinen seines ersten Romans „Frost“ 1963 überhaupt ermöglichte, schreibt über diese nicht einfache, lebenslange Freundschaft. Er schreibt aber auch über das Verhältnis von Kunst und Le-

ben und er denkt dabei immer über die Frage nach der menschlichen Existenz in all ihren Dimensionen, im Schönen wie im Schrecklichen nach. Schmieds große Bildung macht den Leser reicher, er unterhält ihn und führt ihn auf sehr lebendige, authentische und auch einfühlsame Weise zum Wesen des Eigentlichen. – str

Reisen ist Abenteuer pur

„Der Ulysses der Reiseliteratur“ ist nur ein Supelativ der Kritiker für Robert Byrons „Der Weg nach Oxiana“ (381 S., 24 Euro, Die andere Bibliothek) Wer weiß schon, wo Oxiana liegt? Diese Region ist nach dem mächtigen Grenzfluss Oxus benannt, den Alexander der Große 328 vor Christus überquerte; heute heißt er Amu Darya, und die Sowjets mussten ihn überwinden, als sie in Afghanistan einmarschierten. Als von den Taliban noch keine Rede war, machte sich ein 28-jähriger Nachkomme Lord Byrons auf den Weg dorthin. Venedig, Zypern, Beirut, Jerusalem, Bagdad, Teheran, Kabul waren 1933 die Stationen seiner Forschungsreise. Die europäischen Klassiker langweilten ihn; verliebt war er in die byzantinische und islamische Kultur. Weder Wolkenbrüche noch Zöllner und Flöhe konnten ihn aufhalten. Aus seinen Notizen spricht eine beinahe unheimliche politische Hellsicht, und seine enorme Kennerschaft trägt er mit sardonischem Witz.

Grausamer Guerillakrieg – Blick zurück nach Vietnam

Uwe Siemon-Nettos Buch „Duc, der Deutsche – Warum in Vietnam die Falschen siegten“

Der Berliner Verwaltungsbeamte Tu Dung Dang kam 1979 als vietnamesischer Boots-Flüchtling nach Deutschland. Warum er denn hier sei, wurde er von seinem Geschichtslehrer gefragt. Schließlich sei doch sein Heimatland wiedervereinigt und die imperialistischen USA vertrieben. Antworten darauf liefert mit 39 Jahren Verzögerung das Buch eines Journalisten, der von 1965 bis 1972 für die „Welt“ über den Vietnamkrieg berichtet hat. Es sind eher persönliche Memoiren als Sachbuch.

Uwe Siemon-Netto beschreibt einen grausamen Guerillakrieg fernab aller David-gegen-Goliath-Romantik, in dem die nordvietnamesische Vietkong-Armee gezielt auf Einschüchterung durch Terror gegen die südvietnamesische Zivilbevölkerung gesetzt hatte, wie überhaupt die 68er Parolen-Ikone Ho Tschü Minh weniger Volksbe-

freier im Hippie-Look, sondern weitaus eher ein Mao Tse Tung 2.0 gewesen war. Die Schilderungen von gebrandschatzten Dörfern und deren zur Abschreckung umgebrachte Bevölkerung sind glaubhaft. In den Volksgerichtshinterhöfen der vom Vietkong eroberten Stadtviertel waren nächstelang Schüsse zu hören, Exekutionssalven, exakt getaktet und bemessen, in der alten Kaiserstadt Hue und anderswo.

Man mag dem Werk Parteilichkeit vorwerfen, aber es tut das in erster Linie für Südvietnam und seine Menschen und weniger für die Amerikaner. Wenn Siemon-Netto beschreibt, wie eine von vornherein auf verlorenem Posten stehende südvietnamesische Armee verzweifelt versucht, Dörfer und Regionen vor nordvietnamesischen Überfällen zu beschützen, damit die Bauern sicher ihre Felder

bestellen können, so ist das eine Vermessung dessen, was die Amerikaner anstelle eines mörderischen Bombardements in Think-Big-Manier von ihrer humanitären Glaubwürdigkeit verstärkt hätten tun sollen.

Seiner Meinung nach wurde der wichtige Vorposten des Westens zu früh aufgegeben, wozu hauptsächlich der Stimmungsumschwung in den USA selbst beigetragen hat. Analogien zur Dolchstoßlegende in der Weimarer Republik hinken durchaus, denn anders als die Westalliierten 1918 war der Vietkong 1968 nach dem Desaster seiner „Tet-Offensive“ sehr angeschlagen, und genau in der Phase macht der Autor die Wende in Presse und Fernsehen aus. Dass aber die Kriegsführung der USA letzten Endes die schrecklichen Bilder und damit den Verlust der Heimatfront selbst mit hervor ge-

bracht hat, das ist in der Manöverkritik an den Amerikanern nur eher zwischenzeitlich enthalten.

Man folgt dem Autor neugierig von den Cocktail- und Gerichte-tränken der gehobenen Saigoner Hotelbars hin zu den großen und kleinen Epizentren des Todes. Wenn das hautnah Erlebte zum Gefahrgut-Transport durch den Dschungel wird, dann ist das nicht nur Reportagenjournalismus, sondern auch Spannung und Dramatik pur. Neben allerlei jamesbonnetesken anmutenden Beinah-Amouren gibt es nachhaltig Beeindruckendes, wie etwa als der Autor mit versprengten Kollegen auf einer Plateaulichtung im Freien übernachtet muss und am nächsten Morgen mit einem wärmenden Büffel an seiner Seite aufwacht, weil diese Tiere von sich aus darauf abgerichtet sind, obdachlos umherirrende Kinder nachts zu wär-

men. Je aussichtsloser die Situation für Südvietnam wird, desto mehr haben nicht nur Schönheitschirurgen sondern auch Saigoner Kurfuscher Hochkonjunktur, weil viele Frauen ihre verzweifelten Versuche, einen amerikanischen GI als Fluchthelfer ab zu bekommen, mit körperlichen Entstellungen bezahlen mussten. Überhaupt, der große Saldo der Flüchtenden, Handwerker, Intellektuelle, Buddhisten wälzte sich mit fast einer Million von Norden nach Süden, der bei aller Korruption inmitten der Kriegswirren immerhin noch einmal halbwegs freie Wahlen zustande brachte. Damit ist zum Thema „Volksbefreiung“ viel gesagt.

Michael Lössch

Uwe Siemon-Netto: „Duc, der Deutsche – Warum in Vietnam die Falschen siegten“, 320 S., 15,99 Euro, Brunnen-Verlag Basel



Der Kopf der Bavaria wird transportiert, fotografiert von A. Löcherer. – Foto: © Stadtarchiv München/Courtesy Schirmer/Mosel

Vom Dorf zur Metropole

Die große Verwandlung der Stadt steht im Mittelpunkt des beeindruckenden Buches von Elisabeth Angermair „München im 19. Jahrhundert. Frühe Fotografien 1850–1914“ (320 S., 49,80 Euro, Schirmer-Mosel). Im genannten Zeitraum entwickelte sich München rasant von der bescheidenen Residenzstadt zur repräsentativen Hauptstadt des

Königreichs Bayern. Aufnahmen von Repräsentationsbauten (Pinakotheken, Museumsbauten am Königsplatz) und Großereignissen wie dem Dankgottesdienst für die Befreiung von der Cholera 1854 oder den großen Paraden nach dem gewonnenen Krieg 1870/71, von Faschingszügen und dem Oktoberfest zeigen das offizielle Münchner Leben.

Aus den NS-Lagern zum Mossad

Als Abba Noar am 2. Mai 1945 bei Waakirchen befreit wird, weiß der gerade 17-jährige bereits mehr vom Tod, von Verzweiflung und menschlicher Brutalität als die kampferprobten amerikanischen Truppen. Er ist 13, als seine Familie in das Ghetto von Kaunas umziehen muss. Der ältere Bruder Chaim wird dort von der SS erschossen. Abba verkauft Bagels und ist Nachrichtenübermittler für den Untergrund. 1944 wird die Familie über die Memel in das KZ Stutthof bei Danzig deportiert. Abba wird von seinem Vater getrennt und muss mit ansehen, wie seine Mutter und der jüngere Bruder nach Auschwitz-Birkenau abtransportiert werden. Er sieht sie nie wieder. Abba meldet sich freiwillig für das Lager Kaufering I, weil er dort den Vater vermutet. Er muss Tag für Tag 50 Kilo schwere Zementsäcke schleppen. Er überlebt das und auch den Todesmarsch nach der Evakuierung des Lagers. Das und was er in Palästina und als Soldat in Israel und später beim Mossad erlebt hat, schildert er zusammen mit Helmut Zeller in „Ich sang für die SS. Mein Weg vom Ghetto zum israelischen Geheimdienst“ (253 S., 16,95 Euro, C.H. Beck). – pnp

Überleben in einer entvölkerten Welt

Eine Pandemie ist über die Erde hinweggefegt und hat die Menschheit ausgelöscht. Nur einige Wenige haben überlebt. Verlassene Städte, überschwemmtes Land, mutierte Tiere – kunstvoll verbindet Margaret Atwood in „Die Geschichte von ZEB“ (480 S., 22,99 Euro, Berlin Verlag) Abenteuer, Thriller und Liebesgeschichte und zeigt sich erneut als eine Autorin von verblüffender Jugendlichkeit und Kühnheit. Kein Untergang, dem diese Autorin nicht mit Humor und erzählerischer Verve beigekommen würde. Die Überlebenden finden im Lehmhaus eines verwaorsten Parks zusammen und trotzen den Gefahren einer entvölkerten, anarchischen Welt. Unter ihnen Toby, die ehemalige Gottesgärtnerin, und Zeb, ein großzügiger Draufgänger, der zum Anführer der kleinen Truppe wird. Während der Flut hat Toby, in einem Spa verschanzt, auf ihn gewartet; beharrlich an seine Rückkehr geglaubt; nun treffen sie, am Ende der Welt, wieder zusammen. Wie in „Das Jahr der Flut“ stellt Atwood einmal mehr ihr waches politisches Gespür unter Beweis, ihre Hellhörigkeit für gefährliche Entwicklungen und Strömungen. – pnp

Ein spektakulärer Raub

Brunos sechster Fall führt ihn in die Zeit der Résistance

Über schwarze Trüffel, Foie gras und die süffigen Bergerac-Weine schreibt Martin Walker allzu gerne. Auch in seinem sechsten Krimi über Bruno, Chef de Police, kommt die Kulinarik nicht zu kurz. Doch dieses Mal steht die Politik und die Geschichte im Mittelpunkt. Er rührt einiges zusammen. In der Hand eines Toten findet sich eine Tausendfranc-Note. Allerdings eine, die Bruno, Polizeichef von St. Denis, noch nie zuvor gesehen hat. Denn sie wurde bereits im Dezember 1940 gedruckt; es handelt sich um eine Vichy-Banknote. Das Haus des Toten ist voll davon. Der Verdacht liegt nahe, dass sie von dem legendären Zugüberfall stammen, den die französische Widerstandsbewegung im Jahr 1944 begangen hat.

Es geht beim neuen Fall um eine Serie von Raubüberfällen, die Bruno aufklären muss. Bei einem der Ausgeraubten handelt es sich um einen ehemaligen Geheimdienstchef, was Brunos alte Flamme Isabelle zurück nach St. Denis bringt. Die Spuren führen zurück in den Sommer 1944, als die Résistance eine gigantische Summe in alten

Franc-Noten in Sicherheit brachte. Umgerechnet in heutige Währung sollen es etwa 300 Millionen Euro gewesen sein, was etwa dem Fünffachen der Bildungsausgaben des Jahres 1946 in Frankreich entsprach. Es geht um Schmiergelder, die im Rahmen des Marshallplans eingesetzt wurden, um geheimdienstliche Operationen der USA in Europa zu finanzieren. Und auch um eine Verhinderung einer kommunistischen Machtausbreitung auf Frankreich und Italien. Es kommt auch heraus, dass das historische Nuklearprogramm Frankreich nach 1970 maßgeblich von den USA unterstützt worden ist. Natürlich menschelt es auch wieder gehörig. Bruno muss sich zwischen zwei Frauen entscheiden, was ihm schwer fällt. Er muss erfahren, dass seine Freundin Isabelle ein Kind von ihm abgetrieben hat, wo er doch so gerne Familie gründen möchte. Das ist einfach gute Unterhaltungsliteratur, die historischen Fakten sind bestens recherchiert. Bruno ist eine sehr sympathische Figur. Man möchte ihn gerne kennen. – str
Martin Walker: „Reiner Wein“, 412 S., 22,90 Euro, Diogenes